

Rede für die Gedenkstunde im Bundestag, 27.1. 2003

Jorge Semprún

Jetzt, wo der Augenblick gekommen ist, dass ich das Wort ergreife, kann ich es eingestehen: als ich die Einladung erhielt, an diesem Gedenktag im Bundestag teilzunehmen, war ich natürlich empfänglich für die Ehre, die man mir damit erweist; ich war mir aber auch bewusst, was für eine Verpflichtung diese Einladung beinhaltet.

Aber der vorherrschende Eindruck war die besorgte Unruhe, das Gefühl der Verantwortung, denn die Aufgabe ist schwierig.

Es ist wirklich nicht leicht, zumindest nicht leicht für mich, in diesem Saal zu sprechen, einem historischen Ort der deutschen Erinnerung, einem Ort, an dem man jetzt an der politischen Zukunft der Berliner Republik arbeitet, im Rahmen der vielen Konflikte und Konsense, die das Wesen und den Motor der parlamentarischen Demokratie ausmachen. Mit dem Blick auf den Horizont der Europäischen Union geheftet, die sich in einer entscheidenden – und daher unvermeidlich kritischen – Phase der Erweiterung befindet und mehrere mittel- und osteuropäische Länder integrieren wird.

Etwas bedrückt von der Verantwortung, die man mir angetragen hat – und die ich mit Enthusiasmus, aber auch eingeschüchtert, akzeptiert habe – bat ich darum, dass man mir alle Reden schicken möge, die im Bundestag seit der Einrichtung des Gedenktages vor acht Jahren gehalten wurden. Ich dachte, dass die Lektüre dieser Texte es mir einerseits ermöglichen würde, bereits vorgetragene Überlegungen nicht zu wiederholen und sie mir andererseits Stimuli und Anregungen geben könnte, was dann auch der Fall war.

Als ich die Lektüre beendet hatte, stellte ich fest – und ich weiß nicht, ob es eine bewusste, wenngleich ungeschriebene Regel war oder purer Zufall –, dass

es einen strengen Wechsel gab: in einem Jahr sprach ein Politiker, ein deutscher Intellektueller, und im darauffolgenden Jahr ein Ausländer, ausgewählt unter den Zeugen jener finsternen Epoche, und im allgemeinen waren sie Opfer des Nazismus gewesen. Letztes Jahr sprach mein guter Freund Bronislaw Gremek hier vor Ihnen, mit dem ich viele Überzeugungen und Erfahrungen teile, wir arbeiten zusammen in der „Weltakademie der Kulturen“ – gegründet von Elie Wiesel, einem der Redner dieses Gedenktages im Deutschen Bundestag, und unterstützt vom Präsidenten der Französischen Republik.

Vor ein paar Wochen organisierte diese Stiftung ein Kolloquium, unter der Schirmherrschaft der Unesco, das unter dem Thema stand: „Sich den Frieden vorstellen“. Intellektuelle, Schriftsteller und Künstler aus allen Kontinenten und, das ist ungleich wichtiger, tausende von jungen Menschen, Schüler der französischen Gymnasien oder Studenten der Universitäten, nahmen daran teil.

Wenn es also logisch weiterginge, gemäß der früheren Praxis, müsste heute ein deutscher Staatsbürger zu Ihnen sprechen. Und nun stehe ich vor Ihnen. Für diese Unterbrechung einer so jungen Tradition – acht Jahre sind wenig für eine Initiative wie diese, die so endlos lange sein kann wie jede Freudsche Analyse, also unendlich oft erneuert und verjüngt werden kann – gibt es ohne Zweifel eine Erklärung. Ich jedenfalls erkläre sie mir folgendermaßen: Wenn Sie in diesem Jahr keinen Deutschen, sondern mich eingeladen haben, hängt das irgendwie damit zusammen, dass Sie mich vielleicht nicht für einen Fremden, für einen Ausländer halten. Und zweifelsohne haben Sie damit irgendwie recht.

Irgendwie, in der Tat, dank biographischer, kultureller und politischer Gründe, fühle ich mich weder als Fremder noch als Ausländer im Raum Ihrer Geschichte, Ihrer Phantasie, Ihrer Träume und Wünsche.

Das hängt sicher mit meiner weit zurückreichenden und tiefen Beziehung zur deutschen Sprache zusammen. Seit der Jugend haben Ihre Dichter und Ihre Philosophen mein Denken und mein Gedächtnis bereichert. Ganz spontan

nehme ich oft Zuflucht zu Versen von Heine, Goethe, Hölderlin oder Brecht, um meine intimen Gefühle, Angst oder Hoffnung, auszudrücken.

Aber nicht nur diese gewisserweise klassischen deutschen Dichter leihen mir ihre Worte und ihre Musik, um meine persönlichen Empfindungen auszudrücken. Auch Paul Celan, Hans Magnus Enzensberger oder Durs Grünbein begleiten mich, fast jeden Tag.

Auch unter den schwierigsten Bedingungen, im Tumult und in der Brutalität gewisser Episoden des Lebens im Konzentrationslager Buchenwald, war die deutsche Sprache ein Hilfsmittel und eine Quelle der Energie und Hoffnung.

So schrieb ich in meinem letzten Buch *Der Tote mit meinem Namen*: „In diesen Augenblicken musste ich dieser kehligen, primitiven Sprache der SS-Leute, die sich auf wenige unflätige Beschimpfungen oder Drohungen beschränkte (Los, los! Schnell, schnell! Scheißker!) innerlich, in meinem Gedächtnis, augenblicklich die Musik der deutschen Sprache entgegensetzen, ihre komplexe, schillernde Genauigkeit. Dann konnte ich ohne weiteres, mitten im kehligen Gebrüll der SS-ler, stumm die deutsche Sprache heraufbeschwören. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind ... Oder: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin ... Oder: Ein Gespenst geht um in Europa, das Gespenst des Kommunismus ...“

Entscheidend war jedenfalls, dass ich alle theoretischen und historischen Argumente, die mich in meiner frühen Jugend dazu gebracht haben, konsequenter Antifaschist, ein Kämpfer zu sein, dass ich alle diese Argumente in der deutschen Sprache entdeckt und gelernt habe.

Deshalb, und trotz der Jahre, die ich in Buchenwald verbracht habe, die entscheidende Jahre im Bildungsroman meines Lebens waren und vermutlich die Essenz meiner Identität ausmachen – deshalb kann es geschehen, wenn man mich manchmal mit etwas Verwunderung oder Irritation fragt, was denn meine

wirkliche Identität sei, ob ich Franzose oder Spanier bin, Schriftsteller oder Politiker, ja, dann geschieht es, dass ich ohne viel nachzudenken einfach antworte: „Ich bin zunächst und vor allem ein ehemaliger Deportierter von Buchenwald“, denn dort, in diesem am weitesten entfernten Exil, hat meine wurzellose Identität Wurzeln geschlagen. Deshalb, wegen dieser einzigartigen und tiefen Beziehung zu Deutschland, seiner Sprache, seiner Geschichte und seiner Kultur, missfällt es mir nicht, in der hypothetischen Liste deutscher Redner, an diesem Gedenktag heute vor Ihnen zu stehen.

Und nicht als Opfer, sondern als Kämpfer. Besser noch, als Mitkämpfer und Kampfgefährte der deutschen Antifaschisten.

Im Laufe meines Lebens als europäischer Widerstandskämpfer, während der Jahre des Zweiten Weltkriegs, hatte ich immer das Glück, mich auf die Ratschläge, die Solidarität der deutschen Antifaschisten verlassen zu können, die alle über eine außerordentliche Humanität, über intellektuellen Scharfsinn, Zorn und Zivilcourage verfügten.

Viele von ihnen waren nicht nur Deutsche, sondern auch Juden. Ich denke an Albert Rosenberg, der aus einer jüdischen Familie aus Göttingen stammt, der Stadt, in der er studierte und aus der er 1938 emigrierte. Als ich ihn kennenlernte, im April 1945, in Buchenwald, war Rosenberg Leutnant der US-Armee, des Dritten Regiments von Patton, und hatte die Aufgabe vom Militärgesandendienst übernommen, einen Bericht über das Konzentrationslager vorzubereiten. Ich denke zum Beispiel auch an den exilierten Philosophen Paul-Louis Landsberg, den ich als ganz junger Student in der christdemokratischen französischen Zeitschrift *Esprit* kennengelernt hatte, und der in Oranienburg starb. Um die Person Albert Rosenberg, deutscher Jude, Offizier der amerikanischen Armee, kann man meiner Meinung nach alle wesentlichen Fragen gruppieren, die man immer wieder in dieser Zeremonie des kritischen Nachdenkens und der Erinnerung stellen muss. Ich werde es jedenfalls versuchen. Es geschah in Deutschland, in der Landschaft Goethes, auf dem Ettersberg. Es war April, ein

paar Tage nach dem 11., dem Tag der Befreiung des Konzentrationslager durch amerikanische Soldaten. An jenem Tag blies nicht der übliche eisige Wind über den Bergabhang, auf dem man 1937 das Konzentrationslager errichtet hatte.

An jenem Nachmittag, denn es war Nachmittag, hatten die amerikanischen Militärbefehlshaber eine Reihe von obligatorischen Besuchen von Buchenwald für die Zivilbevölkerung von Weimar organisiert. In Gruppen von fünfzig oder hundert Personen, wurden Frauen, Alte und Kinder aus der benachbarten Stadt (der Krieg war noch nicht beendet, daher gab es keinen einzigen Mann im Militäralter) entlang eines vorgeschriebenen Weges eskortiert: die Kollektivlatrinen des Quarantänelagers; die grauenvollen Baracken für die Todkranken; der Block 46, wo die grausamen und sinnlosen epidemiologischen Experimente der SS-Ärzte durchgeführt wurden; die Zeltlager, wo tausende von überlebenden Juden von Auschwitz zusammengepfercht waren; die Strafkerker im Befehlsturm und schließlich das Krematorium.

Im Hof des Krematoriums, umgeben von einem hohen Palisadenzaun, lagen noch hunderte von Leichen angehäuft, die nicht mehr verbrannt werden konnten.

Ich war Zeuge, freiwilliger, neugieriger und entsetzter Zeuge, von diesem Rundgang.

Ein amerikanischer Offizier, ein Leutnant, erklärte der Zivilbevölkerung von Weimar, was sie dort sahen, den Sinn und die Funktion dessen, was da vor ihren Augen lag.

Sofort weckte die linguistische Kenntnis der deutschen Sprache, über die jener amerikanische Offizier verfügte, meine Aufmerksamkeit, wie auch sein Stil und seine Art, sich auszudrücken: Präzis, ohne hochtrabende oder pathetische Worte, zählte er die Tatsachen auf, die keine schmückenden Epitheta brauch-

ten, auch keine Übertreibungen, um unerträglich zu sein. Wenige Tage später erhielt ich die Erklärung.

Der amerikanische Leutnant war ein Deutscher, ein deutscher Jude. Ich erfuhr das, als der militärische Geheimdienst, der den Bericht über Buchenwald vorbereitete, mich einstellte, um die Zeugnisse der überlebenden Deportierten aufzuzeichnen, die auf die eine oder andere Art in der internen Verwaltung von Buchenwald mitgewirkt hatten. So wurde ich als Zeuge, als ehemaliges Mitglied der Arbeitsstatistik, dem Dienst, dem die Zuweisung der deportierten Arbeitskräfte innerhalb der verschiedenen Arbeitskommandos oblag, von Albert Rosenberg vernommen. Wir waren uns sympathisch, redeten viel miteinander, und eines Tages nahm er mich in seinem Jeep mit, um Weimar zu besuchen.

Aber das habe ich ja schon in einem meiner Bücher erzählt, in *Schreiben oder leben*. Ein ganzes Kapitel habe ich meiner Beziehung zu diesem amerikanischen Leutnant gewidmet. Aber in jenem Buch habe ich seinen Namen geändert, ich nannte ihn Rosenfeld und nicht Rosenberg. Warum? Grund war der Respekt des Erzählers, ich wusste ja nicht, ob der amerikanische Offizier schon gestorben war oder noch lebte. In letzterem Fall: Hätte er sich nicht von dem Bild, das ich da von ihm zeichnete, gestört oder verletzt fühlen können?

Ich war wirklich nicht sicher, die kurzen Informationen, eher Anspielungen, die er mir in unseren Gesprächen über seine Kindheit, seine Jugend in Deutschland, gegeben hatte, alle richtig verstanden zu haben. Hatte meine Erinnerung nach so langer Zeit das Wenige, was er mir über seine eigene Vergangenheit erzählt hatte, nicht vielleicht verzerrt und verändert? Deshalb änderte ich seinen Namen in Rosenfeld, denn wenn ich mich unfreiwillig geirrt hätte, würde dieser Name ihn schützen und seine Freiheit garantieren. Er hätte sich für nicht angesprochen halten können.

Aber ich hatte mich nicht geirrt, meine Erinnerung war zuverlässig gewesen. Das erfuhr ich Jahre später, als eine Übersetzung von *Schreiben oder leben* in

den USA publiziert wurde. Eine Leserin, die verstanden hatte, dass mein Leutnant Rosenfeld in Wirklichkeit Rosenberg hieß, schickte mir ein Exemplar vom Buchenwald Report, dessen Abfassung er 1945 geleitet hatte.

Der Bericht über Buchenwald war nicht publiziert worden und wurde bis 1995 geheim gehalten, d.h. fünfzig Jahre lang, eine Folge der finsternen Beweggründe aus der Zeit des Kalten Krieges. Leutnant Rosenberg legte in der Tat, da er die Lebensbedingungen im KZ Buchenwald objektiv wiedergab, Zeugnis ab von der wichtigen Rolle, die die Organisation der deutschen Kommunisten, die roten Kapos von Buchenwald, im antifaschistischen Widerstand gespielt hatten. Es war damals unpassend, diese Rolle zu erwähnen, in diesen Jahren des nuklearen Wettrüstens, Block gegen Block, sowjetischer Totalitarismus versus imperiale Demokratie.

Daher konnte der Buchenwald Report erst 1995 in den USA publiziert werden, in einer sehr sorgfältigen Ausgabe mit einem Vorwort von Frederick A. Praeger, einem anderen amerikanischen Offizier österreichischer Herkunft, dessen Lebenslauf sehr viele Ähnlichkeiten mit dem von Albert Rosenberg aufweist. Eine in Deutschland sehr bekannte Untersuchung, *Der S.S. Staat* von Eugen Kogon, ist direkt von dem Bericht Rosenbergs inspiriert, aber in literarischer Form geschrieben. Kogon, ein Christdemokrat, der eine wichtige Rolle im antifaschistischen Widerstand von Buchenwald innehatte, war einer der Deportierten, die Rosenberg um sich sammelte, um seinen Bericht zu verfassen, der für die amerikanischen Militärbehörden bestimmt war.

Irgendwann, wenn mir die Zeit bleibt, werde ich nochmals und dann vollständig die Geschichte von Leutnant Albert Rosenberg schreiben, dessen jüdische Familie aus Göttingen 28 Mitglieder verloren hat: Opfer des Nationalsozialismus.

Jetzt möchte ich nur an einen Satz von ihm erinnern, den er am Abschluss des von den amerikanischen Militärbehörden organisierten Besuchs vom KZ sagte. Wir standen im Hof des Krematoriums, durch das wir soeben gegangen waren.

Leutnant Rosenberg hatte den Frauen, Alten und Kindern von Weimar, ohne viel zu sagen, die Anlage des Krematoriums gezeigt. Er hatte ihnen die Rampe gezeigt, woher die Karren mit den Leichen kamen; den Lastenaufzug, um sie zu den elektrischen Öfen zu befördern; dann die Öfen selbst gezeigt, jetzt zwar erloschen, aber noch voller Asche und winzigkleinen Knochenresten; er hatte ihnen die angrenzenden Laboratorien gezeigt; er hatte ihnen alles, alles und in allen Einzelheiten gezeigt. Seine strenge, trockene, vielleicht verzweifelte Stimme – er war ein amerikanischer Offizier, gewiss, was ihm eine privilegierte Stellung verlieh: er war ein schuldloser und gerechter Sieger. Aber er war unvergessbar und schmerzhaft auch ein deutscher Jude, der zu seinen Mitbürgern sprach, dieser besiegten, fehlgeleiteten Gemeinschaft, die nicht nur und vielleicht nicht so sehr für die Verbrechen des Nazismus historisch verantwortlich war, sondern vielmehr, viel unmittelbarer, dafür, sich nicht mit Gewalt und Entschlossenheit dem Aufstieg und der Machtergreifung durch die Partei des Hasses und des nationalistischen Fanatismus widersetzt zu haben. Die Stimme Rosenbergs erinnerte mich jedenfalls, vermutlich wegen ihres düsteren Ernstes, an eine andere, kürzlich gehörte Stimme: die Stimme eines Überlebenden vom Sonderkommando von Auschwitz.

Einen Monat zuvor, im März 1945, waren wir, einige Aktivisten verschiedener Nationalitäten, zu einer Sondersitzung einberufen worden. Es war Sonntag, und ein Nebelschleier lag über dem Eppersberg. Wir versammelten uns an einem Platz in der Baracke der ansteckenden Kranken, ein Lazarett innerhalb des Lazarett des Reviers, ein Ort, an den sich niemand von den S.S. Unteroffizieren hinwagte, da sie sich vor einer Ansteckung fürchteten. Ein so sicherer Platz, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, wie die große Baracke mit den Kollektivlatrinen des Quarantänelagers. Stundenlang hörten wir dem Bericht jenes Überlebenden des Sonderkommandos von Auschwitz zu: die Selektion, das Funktionieren der Gaskammern, die Ausrottung am Fließband, genau so programmiert wie ein Industriebetrieb. Sprachlos, entgeistert, hörten wir dieser strengen, objektiven Stimme zu, die weder schrill war noch emotionale Tremoli

zuließ, und die uns die letale Singularität des jüdischen Schicksals, des jüdischen Todes, im Archipel der Nazilager, verstehen ließ.

Aber einen Monat später, im April, war es die Stimme von Leutnant Rosenberg, der das Funktionieren des Krematoriums von Buchenwald erläuterte – den Frauen, Alten und Kindern von Weimar.

Wir standen im Hof, vor dem Haufen der Leichen, aufgeschichtet wie Baumstümpfe.

Verschiedene Frauen konnten das Schauspiel nicht ertragen und fingen zu weinen an. Eine von ihnen drehte sich zum Leutnant um und schrie. – Wir haben das nicht gewollt, wir wussten das nicht, wir sind unschuldig! Leutnant Rosenberg antwortete, ohne die Stimme zu heben. Ich erinnere mich nicht genau an seine Worte, das ist klar, nach so vielen Jahren, ein halbes Jahrhundert später. Aber ich erinnere mich genau an den Sinn seiner Worte, den Inhalt seiner Antwort.

Ihr wusstet nicht, es ist möglich, dass ihr es nicht wusstet: aber ihr wolltet es auch nicht wissen. Das Lager befindet sich nur wenige Kilometer von Weimar entfernt, jeden Tag fahren die Züge nach Buchenwald. Habt ihr die Züge nie gesehen, hat euch niemand erzählt, dass er die Züge gesehen hat? Die Deportierten arbeiteten in den Gustloff Fabriken, mit Ingenieuren und zivilen deutschen Vorarbeitern wie ihr. Hat euch niemand davon erzählt? Hat sie niemand gesehen? Sind sie vielleicht unsichtbar? In Wirklichkeit habt ihr nichts gesehen, weil ihr nicht sehen wolltet, weil ihr weggeschaut habt. Und er endete ungefähr so: Möglich, dass ihr unschuldig seid, in der Einsamkeit eures Gewissens. Aber ihr seid verantwortlich, weil ihr nicht alleine lebt, außerhalb von Zeit und Gesellschaft. Ihr seid verantwortlich für das, was ihr nicht gewusst habt, weil ihr es nicht wissen wolltet: und verantwortlich für das, was ihr nicht gesehen habt, weil ihr es nicht sehen wolltet. Nachdem Leutnant Rosenberg zu reden aufgehört hatte, folgte ein langes und angespanntes Schweigen. Die Frauen weinten nicht

mehr. Wie versteinert konnten sie ihren Blick nicht von jenem Haufen unvorstellbar ausgemergelter Leichen abwenden.

Aber Jahrzehnte sind verstrichen, neue Generationen von Deutschen sind herangewachsen in einem demokratischen Land. Ist es möglich, ist es wirklich angemessen, den Blick weiterhin auf jene Realitäten der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands zu heften?

Meiner Meinung nach hat der Präsident der Bundesrepublik Deutschland, Johannes Rau, diese Frage in seiner Gedenkrede vor zwei Jahren klar und überzeugend formuliert. Er sagte: „ Es gibt auch ein – allerdings nur selten ausgesprochenes – Unbehagen, ja einen Unwillen gegenüber dem, was als staatlich verordnetes Erinnern empfunden wird“. Und er fügte hinzu: „Wir müssen uns mit den Gründen für diesen Unwillen und dieses Unbehagen auseinandersetzen. Wir kennen sie doch alle, aber wir sprechen zu wenig darüber. Wer kennt nicht den Verdacht, das öffentliche Erinnern sei eine besondere Form des Wohlverhaltens gegenüber dem Ausland? Wer hat nicht schon die Klage gehört, dass in den Schulen zu viel des Guten getan werde, sodass Schüler sich überfüttert fühlen? Wer ist noch nicht danach gefragt worden, warum das, was man doch längst wisse, ständig wiederholt werden müsse? Wer von uns ist nicht schon dem Missverständnis begegnet, dass Gedenkstätten und Gedenktage jeder neuen Generation ein Schuldgefühl vermitteln sollen? Wir müssen Antworten geben. Das wird uns nur dann gelingen, wenn wir uns immer wieder den Sinn vergewissern, den Gedenkstätten und Gedenktage haben.“

Und Bundespräsident Rau beendete diese Überlegung mit einem nicht widerlegbaren Argument : „Wir erinnern uns ja nicht ein für alle Mal. Jeder von uns hat schon die Erfahrung gemacht, wie sich im Laufe eines Lebens die Deutung des Zurückliegenden weiterentwickelt und verändert. Das gilt auch für Völker und Nationen. Jede Generation muss sich mit der Geschichte des eigenen Landes neu auseinandersetzen.“

Ich erlaube mir hinzuzufügen, dass eine solche Auseinandersetzung mit der historischen Vergangenheit, dass eine solche kritische Reflexion, die beständig erneuert wird und die sich in den Debatten widerspiegelt, die manchmal leidenschaftlich geführt werden und die politische deutsche Öffentlichkeit erschüttern, dass eine solche luzide Trauerarbeit vielleicht einer der ausschlaggebenden Faktoren für den Wiederaufbau eines deutschen Nationalbewusstseins im Laufe der Jahre und in widersprüchlichen Zeiten war. Für den Wiederaufbau einer starken nationalen Identität, eines neuen demokratischen Patriotismus nach dieser Katastrophe, die der Nationalsozialismus provoziert hat und dessen erste Opfer – daran soll unbedingt erinnert werden – eben das deutsche Volk, die deutsche Nation waren.

All das bedeutet, dass sich die äußere Form, das Ritual der Gedächtnisfeiern und der öffentliche Aspekt der Gedenktage unterscheiden können, dass sie sich entwickeln, sich den Anforderungen, Bedürfnissen, existentiellen und politischen Problemen der neuen Generationen anpassen können oder ihnen sogar vorausgehen. Aber der tiefere, zu Grunde liegende Sinn kann sich nicht ändern, es sei denn, man wolle das historische Projekt einer deutschen Nation aufgeben, die sich ihrer Vergangenheit, ihr Licht- und Schattenseiten bewusst ist, einer Nation, die ihre Identität, ihre kulturelle Einzigartigkeit, ihre unternehmerische Kapazität im Rahmen der Europäischen Union entfaltet – auf die europäische Zukunft hin.

In dem Augenblick, in dem sich die Europäische Union öffnet für mehrere Länder Mittel- und Osteuropas, es alle diese Versprechungen gibt und man die Risiken eingeht, die die Erweiterung mit sich bringt, ist es ratsam, sich auch dessen bewusst zu werden, dass die deutschen Verantwortlichkeiten zunehmen, dass es nötig sein wird, sich ganz deutlich vor Augen zu führen, welche Rolle Deutschland zukommt, nicht nur aufgrund der geopolitischen Lage, sondern vor allem aufgrund der Singularität der historischen Erfahrungen während des ganzen letzten Jahrhunderts.

Und diese Rolle, von der wir alle hoffen, dass Deutschland sie in der europäischen Zukunft spielen wird, nachdem das Problem der deutsch-französischen Aussöhnung exemplarisch gelöst worden ist, diese Rolle, wenn die Deutschen dafür bereit stehen, wenn sie ohne wenn und aber beschließen, sie zu spielen, diese Rolle wäre unvorstellbar ohne die kritischen Bemühungen mehrerer deutscher Generationen, die Vergangenheit aufzuklären, sie mit wachem Verstand zu akzeptieren. Ohne das kritische Bemühen, das dieser Gedenktag in gewisser Weise auf institutioneller Ebene vortrefflich symbolisiert.

Meine Damen und Herren, liebe Freunde,

Ich möchte nicht enden, ohne hier daran zu erinnern, dass das erste Mal, als eine solche Möglichkeit, die Notwendigkeit einer europäischen Supra-Nationalität, vorgestellt wurde angesichts der Barbarei und des müden Zynismus, der die Gesellschaft in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts bedrohte, dies eine deutsche Stimme war, eine jüdische Stimme, die Stimme eines alten deutschen Philosophen, eines alten jüdischen Professors, des Begründers der Phänomenologie: Edmund Husserl. Husserl sagte, dass die europäische Krise nur gelöst werden könne dank des Heldentums der Vernunft, und fügte hinzu: „Aber es ist nun auch sichtlich, dass von hier aus eine Übernationalität völlig neuer Art entspringen könnte. Ich meine natürlich die geistige Gestalt Europas. Es ist nun nicht mehr ein Nebeneinander verschiedener, nur durch Handel- und Machtkämpfe sich beeinflussender Nationen, sondern ein neuer Geist freier Kritik und Normierung auf unendliche Aufgaben hin, der das Menschentum durchherrscht und neue unendliche Ideale schafft“

Das sagte Edmund Husserl in einem Vortrag über die europäische Krise, den er im Mai 1935 in Wien hielt. Ein Vortrag, den er ein paar Monate später in Prag wiederholte.

Wien, Prag, 1935

Man kann sich leicht vorstellen, welche Überlegungen von diesen simplen Angaben aus möglich wären.

Aber an diesem Gedenktag möchte ich heute nur folgendes betonen, weil es mir signifikant scheint: die erste Stimme, die in jenem Jahr von Europa spricht, als sich schon die moderne Barbarei des Nationalsozialismus entfesselte, als Husserl bereits von der Deutschen Universität entfernt worden war, weil Jude, als Martin Heidegger sich eilig anschickte, die Widmung an Husserl aus seinem Buch *Sein und Zeit* zu entfernen, in jenem Jahr, in dem beide europäischen Totalitarismen ihren Höhepunkt erreichten: Hitler hatte bereits den pöbelhaften Flügel seiner Bewegung beseitigt; Stalin hatte Kirow aus dem Weg geräumt, den einzigen und letzten Weggefährten, der ein Hindernis sein konnte auf seinem Weg zur absoluten persönlichen Herrschaft; in jenem Jahr 1935 ist die erste europäische Stimme, einsam aber prophetisch, die ertönt, eine deutsche Stimme, eine jüdische Stimme.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

(Übersetzt von Michi Strausfeld)